

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 90 (1964)
Heft: 26

Artikel: "Ihr Laecheln klug und weise"
Autor: Stäuble, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-503699>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„IHR LÄECHELN KLUG UND



Es heißt Eulen nach Athen beziehungsweise Wasser in den Bodensee oder Bratwürste nach St. Gallen tragen, wenn ich einleitend die allgemein bekannte Behauptung festhalte, der St. Galler habe keinen Humor, er sei witzlos und brötlig, staubtrocken und nüchtern – kurzum: es gebe überhaupt keinen «St. Galler Humor». Das weiß doch jedes Kind, und es wird nicht mehr lange dauern, kann man es sogar in jedem Konversationslexikon lesen.

Gemach, gemach; bevor es so weit kommt, wollen wir doch zuerst die Frage noch einmal genauer untersuchen, um unter Umständen zu verhindern, daß ein folgenschwerer historischer Irrtum in die Geschichtsbücher eingeht.

Eines ist sicher: Es gibt Berliner Witze, Kölner Witze, Pariser Witze, Schottenswitze, Appenzeller Witze, Berner, Basler und Zürcher Witze. Aber gibt es ebenso typische und unverwechselbare St. Galler Witze? Witze von St. Gallern und über St. Galler? Kaum oder überhaupt nicht.

In Berlin hält ein Fremder einen Berliner an und fragt ganz höflich: «Entschuldigen Sie bitte schön, ich möchte gerne in den Zoo.» Da schaut ihn der Berliner zuerst groß an, und dann lacht er los: «Na Mensch, als wat denn?» Das ist kennzeichnende, prächtig freche, fast ein bißchen schnoddrige Berliner Scharfzüngigkeit. Es wird niemand behaupten wollen, diese bissig-witzige Gegenfrage könnte auch von einem St. Galler stammen.

Oder in einer Wirtschaft sitzt ein Berner einem Gast glattweg auf den neuen Hut. Wie ihn der Gast zaghafte darauf aufmerksam macht, fragt der Berner mit unerschütterlicher Gelassenheit: «Jaa, weit Ihr de scho furt?» Man stelle sich die Reaktion eines St. Galler in derselben Situation vor..., ganz abgesehen davon, daß es einem richtigen St. Galler nie in den Sinn käme, einem Gast auf den Hut zu sitzen. Nicht einmal aus Versehen. Denn es schickt sich einfach nicht. Und ein rechter St. Galler achtet von morgens früh bis abends spät sehr darauf, daß er nichts tut, was sich nicht schickt. Es ist schon so: Wir St. Galler sind eben ein bißchen ein ernster, zurückhaltender, vorsichtiger und bedenklicher, ja zuweilen verhemmter und verkrampfter Schlag. Wenn ich recht sehe, ist der heilige Gallus daran schuld. Das rauhe Hochtal der Steinach war aber auch wirklich der unglücklichste Ort, wo er in die Dornen fallen konnte. Seinem persönlichen Vorhaben mag die Stelle ja sehr dienlich gewesen sein. Er ist in die entlegene Wildnis des Steinachtals hinaufgedrungen, weil er die Einsamkeit suchte, weil er fern sein wollte jedem menschlichen Getriebe, um hier in ungestörter, weltabgeschiedener Ruhe sich ganz in die Anschauung Gottes versenken zu können. Einsamkeit, Abgelegenheit, Verkehrsferne, das sind aber so die unglücklichsten Voraussetzungen für die Entstehung, die Entwicklung und das Gedeihen einer Stadt. Und seit es daher St. Gallen gibt, hat St. Gallen zu beißen an diesem problematischen Paradoxon, daß es an einer Stelle steht, wo es eigentlich gar nicht hätte entstehen dürfen. Man kann vieles, ja das meiste an St. Gallen, an seiner Geschichte, seiner wirtschaftlichen Situation und am St. Galler nur verstehen, wenn man sich dieses Paradoxons bewußt bleibt. Gallus ist der Gründer St. Gallens wider Willen. Und die Gründung St. Gallens im Hochtal der Steinach ist eigentlich nichts anderes als ein einziger großer städtegründerischer Irrtum. Dem St. Galler hat es die eigenartige Lage seiner Stadt nie leicht gemacht. Im entlegenen Hochtal der Steinach sind nie gebratene Tauben umhergeflogen, flossen Milch und Honig nie, und nie hat hier das Zauberwort vom «Tischlein deck dich» gewirkt. Wer's hier zu etwas bringen und auf einen grünen Zweig kommen wollte, der mußte sich seit jeher tüchtig in die Stränge legen. Nur mit Tüchtigkeit, Fleiß und Regsamkeit war hier etwas zu erreichen. Und tüchtig und fleißig ist der St. Galler. Gleichzeitig hat ihn aber seine rastlose Arbeitsamkeit auch etwas ernst und stor gemacht. Die St. Galler stehen in einem harten Konkurrenzkampf mit all jenen, die unter günstigeren Umständen leben und arbeiten. Das macht zwangsläufig ein bißchen empfindlich. Man verträgt nicht viel. Man fühlt sich immer gleich angegriffen. Für die Entwicklung kecker Witzigkeit ist dies natürlich kein guter Grund und Boden.

Zum Fleiß und zur Tüchtigkeit tritt außerdem ein gewisser materialistischer Zug. Weil man auf den Rappen angewiesen ist, ist man auf den Rappen versessen. Für «nichtsnützige Geschäfte» hat man wenig Verständnis. Als sich der St. Galler Dichter Josua Wetter (1622–1656) bei den «Edlen, Ehrenvesten, Frommen, Fürsichtigen, Ehrsam und Weisen Herren Burgermeister und Räth der Statt

S. Gallen» von Straßburg aus mit einem umfänglichen Preisgedicht auf St. Gallen für ein Studienstipendium bedanken wollte, da haben «Bürgermeister und Räth» dem Dichter heimgezündet: Er solle seinen Aufenthalt in Straßburg zu ernsthaftem Studium verwenden und nicht zu so nichtsützigen Geschäften wie es die Poesie sei... (Josua Wetter hat sich das gemerkt und ist früh gestorben.)

Auf etwas, das nichts nützt, d. h. nichts einbringt, gibt der St. Galler nicht viel. Ganz war er den Künsten zwar nie abhold. Doch auch diese sollten sich lohnen. «Tunkt mi grad au no gnuug – acht Franke für sones chorzes Stock!» hat einmal ein St. Galler beim Verlassen des Stadttheaters gesagt, wo er Calderons Welttheater gesehen. Für acht Franken muß ein Theaterstück so und so lang sein. Das ist der Maßstab, den der Leinwandhändler ans Tuch legt.

Nun – Maßstäbe können korrigiert werden. Auch der St. Galler hat seine Maßstäbe im Laufe der Zeiten mehrmals, wenn auch langsam und vorsichtig, revidiert. Er ist ein beharrender Typ und selbst in seinen Revolutionen konservativ. Das macht seine Abgelegenheit von der Welt. Sie hat ihn etwas unbeweglich, auch etwas engherzig und puritanisch werden lassen. So einem richtigen St. Galler stünde noch heute manchmal die Perücke nicht übel – wenn er nicht zu bhebig und zu knauserig wäre, sich eine zu kaufen. Noch 1725 durfte man nur mit besonderer Bewilligung der Geistlichkeit in St. Gallen eine Perücke tragen. Luxus streng verboten!

Hier muß daran erinnert werden, daß die Stadt einst hauptsächlich, ja fast ausschließlich reformiert war (heute halten sich die beiden Konfessionsteile fast genau die Waage). Das Land rundherum war hingegen katholisch geblieben. Dem Protestantismus in seiner ursprünglichen Strenge war das ausgelassene fasnächtliche Masken- und Narrentreiben ein Greuel. Er hat es darum aus der Stadt verbannt. Seither hat sich nie ein echtes, vitales, buntes, eigenwilliges Fasnachtsleben in St. Gallen entwickelt. Die eingeborenen Stadtburger verachteten immer solch primitives, unschickliches Volksvergnügen; es mochte passen zu den damals noch außerstädtischen Tablatern und Brüggeln; für den zünftigen, eingefleischten Stadtburger schickte es sich nicht. Verschiedene Versuche, ein eigenes, typisches St. Galler Fasnachtstreiben ins Leben zu rufen, sind in den letzten Jahrzehnten immer wieder gescheitert. Ein Versuch der jüngsten Zeit scheint hingegen gelingen zu wollen: Man hat die St. Galler Kinderfasnacht geschaffen. Ganz schön und nett. Aber auch hinter diesem Versuch verbirgt sich noch ein ganz typischer St. Galler Zug: Die Fasnacht, das Masken- und Narrentreiben, mag gerade recht sein für Kinder; aber ein erwachsener St. Galler läßt sich nicht zu solch einfältigem Tun herunter. Daß der St. Galler Fasnacht feiern könnte wie die Basler oder die Kölner, ist heute noch schlechthin undenkbar. Vom neuen Kinderfasnachtsumzug abgesehen, erschöpft sich das St. Galler Fasnachtsleben in ein paar mehr oder weniger (fast ausnahmslos weniger) originellen Wirtshausdekorationen samt (ent-)kostümiert Bedienung. Die Veranstalter großer Maskenbälle glauben, sie hätten ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie in einer Saalecke eine Musikkapelle postieren, die von abends acht bis morgens sechs Uhr Tschingbum und Trara macht. Diese Maskenbälle strotzen im allgemeinen nur so von Einfallslosigkeit und Geistlosigkeit. Das Bemerkenswerteste an ihnen sind die hohen Eintrittspreise, und in diesen zeigt sich wieder ganz deutlich der enorme Sinn des St. Gallers fürs wirtschaftlich und finanziell Rentable. Sogar im Feiern und Festen denkt der St. Galler zu sehr ans Geschäft.

Der St. Galler hat immer in allem etwas streng gerechnet. Und beim Rechnen kommt's auf Exaktheit an. Buchführung verlangt Genauigkeit. Man sehe sich einmal so eine urgroßväterliche Buchhaltung an – wie mit dem Silberstichel gestochen. Blitzsauber. Schneeglänzend wie eine gebleichte Leinwand muß alles sein. «Die sauberste Stadt der Welt!» wurde St. Gallen einmal von einer englischen Zeitung genannt. Das sind St. Galler Ideale: Exaktheit, Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Sauberkeit. Das sind beileibe keine verächtlichen Eigenschaften. Besonders im Umgang mit den Fremden und mit den Kunden ist der St. Galler damit immer gut gefahren, wie er denn überhaupt mit der Welt nie schlecht ausgekommen ist. Wir sind weniger eine Industrie- als eine Handelsstadt. Der Boden unserer langgestreckten Stadt im Hochtal zwischen Freudenberg und Rosenberg ist karg bemessen. Da ist kein Platz für raumbeanspruchende Industrien. Ihre Bewohner waren seit jeher gezwungen, sich weniger mit großindustrieller Erzeugung als vielmehr und hauptsächlich mit Handel und Gewerbe zu befassen. Wir sind vornehmlich ein Volk von Händlern und Gewerbetreibenden (wer sagt da Krämer?!). Die ganze Welt ist eigentlich unsere Kundschaft; St. Gallens Name ging mit den St. Galler Stickereien rund um die Welt. Zu den vielen Kunden muß man aber immer lieb und nett und freundlich sein, wenn man ein gutes Geschäft mit ihnen machen will. Das Kaufmännische in der Art des St. Gallers hat ihn zu Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit erzogen: Der Kunde, der Fremde, der



St. Galler Anekdoten

Von Hans Rudolf Hilty

Hans Konrad Escher von der Linth (1767 bis 1823), der Initiant und Leiter der Entwässerung des Linthgebiets, ließ es sich nicht nehmen, auch beim übelsten Wetter den Kanalbau persönlich zu überwachen. Als er wieder einmal überspritzt und verschlammt an einer Baustelle auftauchte, fragte ein Arbeiter: «Herr Präsident, warum bleibt Ihr auch in allem Wetter draußen? Wenn ich so ein Herr wäre wie Ihr, ich ließe mir's daheim wohl sein!» Escher antwortete: «Darum hat Euch wohl der liebe Gott nicht ein Herr werden lassen.»

*



Die Kunst hatte es in St. Gallen meistens nicht sehr leicht. Das erlebte auch der spätere Konzertsänger und Schriftsteller Konrad Alfred Tobler (1845–1923), der Verfasser der ersten Abhandlung über den Appenzeller Witz. Als Knabe mußte er jeweilen zur Fasnachtszeit mit seinen beiden Schwesterchen, als kleiner Tiroler verkleidet, in den Wirtschaften der Stadt zur Gitarre singen, um ein paar Batzen zu verdienen. Und da war's eben auch so, daß die St. Galler – wie einst der Mönch Tanko – das Silber lieber für sich behielten und nur Kupfer- und Nickelsstücke in des Buben Tirolerbüttlein warfen. Einmal freilich kam es anders. Da war unter den Gästen ein würdiger alter Herr mit hoher Stirn und silberweißen Locken. Der kam auf die Kinder zu, küßte sie vor Freude und ging nun selber an des Buben Stelle Geld sammeln. Die Leute sahen sich verdutzt an; doch blieb ihnen nichts anderes übrig, als tiefer in ihre Geldbeutel zu greifen und nun auch Silberstücke springen zu lassen.

Der alte Herr war der Komponist Ferdinand Fürchtegott Huber (1791–1863), und die Episode hat eine hübsche Vorgeschichte.

Als Achtjähriger war der junge Huber von St. Gallen zu Pflegeeltern nach Lippstadt (Westfalen) gekommen. In dem Gasthof, den diese besaßen, verkehrte damals General Blücher (der spätere «Marschall Vorwärts») mit seinen Offizieren. Und als dieser einst zufällig den jungen Schweizer singen und auf der Geige spielen hörte, rief er ihn zu sich. Ferdinand Huber mußte vor den General hinstehen und singen, was den alten Krieger so erfreute, daß er auf einen Teller zwei preußische Taler legte, ihn herumgehen ließ und schließlich dem Knaben wohlgefüllt überreichte. An diese Szene aus seiner Jugend wird sich der alte Huber erinnert haben, als er den kleinen Tobler in einer Gaststube sah – und er tat, wie einst Blücher an ihm getan hatte.





Als Dirigent hatte Huber gelegentlich eine Schur mit seinen Orchestermusikern, und auch seine Schüler machten es ihm nicht immer leicht. Da schickte er einmal einen angehenden Paganini in die Stadt, Geigenharz zu holen. Geht das Bürschchen in den Laden und verlangt für einen Batzen Musikantenpech. Kommt mit leeren Händen zurück und erzählt's. «Musikantenpech», sagt ihm der Meister, «darfst du nicht im Laden kaufen. Das bekommt jeder Musiker, so lange er lebt, umsonst».

*

Zu den St. Gallern, die in besonderm Maße Gegenstand des Volkswitzes wurden, gehörte Ratsschreiber Jakob Schwarzenbach (1837 bis 1922). Aeltere St. Galler erinnern sich seiner heute noch und wissen, daß er einen guten Tropfen Wein über alles liebte. Diesem Ratsschreiber Schwarzenbach stieß einmal folgendes zu: Eines Mittags wollte er mit der Eisenbahn nach Zürich fahren. Da es aber die Zeit war, wo er sonst ein Mittagschlafchen zu machen pflegte, und da es beim Mittagessen natürlich nicht ohne Wein gegangen war, schlief er im Zug alsbald ein. Plötzlich weckte ihn der Ruf des Kondukteurs: «Schwarzenbach, bitte rasch aussteigen!» Und er bemühte sich, den Wagen unverzüglich zu verlassen. Daß der Ruf gar nicht ihm gegolten hatte, merkte der verblüffte Ratsschreiber erst, als der Zug schon weitergefahren war und er einsam dastand – auf der Station Schwarzenbach bei Wil.

*

Den Namen des Aebtestädtchens Wil schrieb man übrigens im letzten Jahrhundert oft mit y, also «Wyl». Als dann um die Jahrhundertwende diese Mode von Bundes und Kanton wegen abgeschafft werden sollte, wehrten sich einige Wiler mit Händen und Füßen. Was, das stolze Wyl sollte zu einem bescheidenen Wil werden! Professor Johannes Dierauer (1842–1920), der bekannte Verfasser einer großen Schweizergeschichte, der sich als fachkundiger Historiker für die Form «Wil» einsetzte, aber machte sich über den Protest dieser Wiler lustig, indem er fortan das y (wie in griechischen Wörtern) als ü aussprach. «Diese Wühler! diese Wühler!» sagte er mit spitzem Lächeln.

*

Seine Schüler sahen bewundernd zu Professor Dierauer auf. So auch der später weit herum bekannte Pfarrer und Schriftsteller Georg Birnstibl (1858–1927). Als dieser anlässlich des Zürcher Hochschuljubiläums von 1883 den verehrten Professor auftauchen sah, eilte er ihm deshalb entgegen, ihn zu begrüßen, und trug einen Stuhl hinter ihm her, während er einen Weg durchs Gedränge bahnte. Seine Absicht war, Dierauer in dem überfüllten Saal noch einen Platz zu schaffen. Aber plötzlich kehrte sich der Historiker nach dem frischgebackenen Landpfarrerlein um und sagte schmunzelnd: «Bitte, lassen Sie das! Es ist nie Sitte gewesen, daß die Kirche dem Staat den Stuhl nachträgt.»



Gast, der Besucher hat immer recht. Das ist ebenfalls mit ein Grund, weshalb wir nicht gerade sehr witzig sind. Wir haben immer Angst, ein Witz könnte falsch verstanden werden und verletzend wirken, und wir könnten dadurch einen Kunden verlieren.

So kommt es denn zu jenem Bild, das Ch.-A. Cingria in seinem Buch «La civilisation de Saint-Gall» (Librairie Payot, 1929) vom St. Galler entworfen hat: «Der erste und stärkste Eindruck überzeugt den Ankömmling in St. Gallen, nicht unter Germanen zu sein, obwohl die Leute «germanisch» reden, sondern irgendwo abseits der Eisenbahn in England. In diesen Gesichtern entdeckt man Schrullen, Eigenwilliges, Humor. Sie sind weder rot noch orange, sondern milchig weiß oder rostfarben, so daß die Kinder schon wie alte Leute ausschauen. Ihre Augen sind von erstaunlichem tiefem Blau und wunderbar rein. Ihr Lächeln klug und weise, zurückhaltend.»

Das ist überaus treffend gesehen und gesagt. Und diese Charakterisierung enthält zwei Worte, die in unserem Zusammenhang besonderes Interesse verdienen; nämlich: «In diesen Gesichtern entdeckt man Schrullen, Eigenwilliges, Humor» und «Ihr Lächeln klug und weise, zurückhaltend». Also doch Humor, also doch Lächeln! Ja, gewiß, auch der St. Galler hat's und kennt's. Was wäre ein Leben ohne Lächeln und ohne Humor! Nicht einmal der St. Galler hielte ein solches Leben aus. Auch der St. Galler lacht, nein, lächelt gerne, auch der St. Galler hat durchaus Verständnis für Humor, Freude am Witz. Nur – und das ist das Entscheidende –, auch ein Witz darf nicht zu frech, nicht zu böse, nicht zu angriffig, nicht zu spitzig, nicht plump und verletzend sein. Der Witz muß als Witz noch nett und freundlich sein, er muß versöhnlich, gütig und menschlich sein. «Ihr Lächeln klug und weise, zurückhaltend.» Das ist es gerade. Und das ist vielleicht einer der besonderen Vorzüge unserer St. Galler Art: Wir sind einerseits wohl weltabgeschieden, andererseits aber auch weltoffen. Gerade weil der St. Galler auch die Welt ein bißchen kennt, weiß er, daß überall mit Wasser gekocht wird. Wir nehmen nichts zu tragisch. Wir haben Verständnis für die menschlichen Schwächen, und das witzige oder gar hämische Bloßlegen dieser Schwächen liegt uns nicht, wir belächeln sie lieber, «klug und weise, zurückhaltend». Wir übertreiben nichts, weder im Guten noch im Bösen. Wir haben Sinn für den richtigen Maßstab, für die richtigen Verhältnisse. Eine Mücke ist für uns eine Mücke, und wir machen nicht gerne einen Elefanten daraus. In nichts überschreitet der St. Galler gerne ein gefahrloses, ungewagtes, positiv gesagtes, gesundes Mittelmaß. Wenn wir es nun genau definieren wollten, müßten wir sagen: Der St. Galler hat weniger Witz als Humor. Witz löst schallendes Gelächter aus, Humor stimmt zum Lächeln. Geheime Melancholie («so daß die Kinder schon wie alte Leute ausschauen») und Weltbejahung machen es aus, dieses Lächeln des St. Gallers, «klug und weise, zurückhaltend».

Nicht knallig witzig, sondern sanft humorvoll sind die typischen St. Galler Anekdoten: Als 1811 die Kräzernbrücke über die Sitter als erstes großes Bauwerk des neuen Standes St. Gallen eingeweiht wurde, fuhr zuvorderst in begränzten Kutschen die Kantonsregierung darüber. Am Tage drauf brachte ein pfiffiger Kauz an der Brücke die Inschrift an:

«Nun, lieber Wandrer, darfst du's ruhig wagen;
Die Brücke hat des Landes schwerste Last getragen!»

Am Hause der Versicherungsgesellschaft «Helvetia» stehen in goldenen Lettern die Worte «PROVIDIS REFUGIUM» (Zufluchtsstätte der Vorsorglichen). Der St. Galler Volksmund machte später daraus: «PROFITIS REFUGIUM».

Als 1910 die Bodensee-Toggenburg-Bahn eröffnet wurde, meinte ein St. Galler Schalk: «Unsere Pfarrer werden eine Freude haben an dieser frommen Bahn!» Von einem Zuhörer nach dem Grunde dieser Vermutung befragt, antwortete jener: «Hä – siehst du denn nicht – jeder Wagen fordert die Fahrgäste zum Beten auf: Be-Te, Be-Te, Be-Te!»

Um die Jahrhundertwende war Dr. Josef Adolf Kaiser (1836–1913) St. Galler Regierungsrat. Er wurde einmal von einem Mitglied des Großen Rates daran erinnert, daß man ihn nicht gerade oft auf dem Büro antreffe. Der Erziehungschef, nicht auf den Mund gefallen, entgegnete: «Ich habe gemeint, das St. Gallervolk habe meinen Kopf gewählt und nicht meinen Hintern.»

Das sind kennzeichnende St. Galler Anekdoten, in denen sich typischer St. Galler Humor spiegelt: pfiffig, aber nie bösartig, lustig und manchmal etwas schrullig. Es gibt viele solche St. Galler Anekdoten. Sie blühen ganz im Verborgenen. Sie haben nicht die Durchschlagskraft eines Berliner oder eines Berner Witzes. Aber es gibt sie und sie zeugen vom gemütlichen und gutmütigen St. Galler Humor, der etwas vom trockenen britischen Humor in sich hat und der seine prächtigste und weiterum bekannteste Verkörperung erfahren hat in Johann Linder. Aber das ist wieder ein anderes Kapitel.

